

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1992-1993)
Heft: 41

Artikel: Phantastische Forschung! : Frauendarstellungen in der Frühgeschichte
Autor: Francia, Luisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Phantastische Forschung!

Fruendarstellungen in der Frühgeschichte

Die Frühgeschichtsforschung ist in heller Aufregung: Die bisher älteste menschliche Darstellung der Welt, ca. 30'000 Jahre alt, eine Elfenbeinplastik einer «antropomorphen Figur», eines «Mannes mit Löwenkopf» muss nunmehr als Darstellung einer löwenköpfigen Frau gelten. Peinlich, peinlich. Ausgerechnet die älteste Menschendarstellung eine Frau!

Fast alle Menschen-Darstellungen der Frühzeit zeigen Frauen: dicke, dünne, fettsteissige, schmale. Frauen aller Art, die dann allerdings in einschlägigen Publikationen gern als «frühe Götterdarstellungen», «Götter und Göttlein», «anthropomorphe Figur», «Gotttheit» oder gar «Vegetationsgotttheit» bezeichnet werden. Woher kommt eigentlich die Scheu, das Eindeutige zu benennen?

Frühgeschichtsforscher haben es nicht leicht: Kaum gilt ihnen ein Forschungsergebnis als «wissenschaftlich erhärtet», wird es durch eine neuere, genauere Untersuchungsmethode wieder umgeworfen. Obwohl alle Bücher und Kataloge von klaren und definitiven Aussagen über die Frühgeschichte strotzen, kann die Tatsache nicht verborgen bleiben, dass jede Erkenntnis über unsere frühe Geschichte das Rätsel noch ein wenig vergrössert.

Den letzten Schock hat die Wissenschaft noch gar nicht richtig verdaut: Um die Jahrhundertwende entdeckte ein spanischer Gutsbesitzer, oder vielmehr seine kleine Tochter, grandiose Höhlenmalereien. Jahrzehntlang tobte in den Medien der «Mammut-Krieg». Es wurden weder Kosten noch Mühe gescheut, um die Malereien als Fälschung zu entlarven. Umsonst. Die Malereien stammen aus der Eiszeit, und wir können nun alle getrost davon ausgehen, dass die brillant dargestellten Stiere, Mammuts und all die anderen Tiere vor rund 30'000 Jahren an die Wände der Höhle von Altamira gemalt wurden.

Die patriarchale Wissenschaft scheint nach dem Prinzip «was nicht sein darf, kann auch nicht sein» Forschungsergebnisse zu verwursten. Sie kann es offenbar einfach nicht ertragen, dass es ein Leben vor der Erfindung der Atombombe, dass es Kunst vor der Erfindung von Kunstakademien und Museen gegeben hat. Aber noch unangenehmer scheint die Erkenntnis zu sein, dass der Zeitraum, der so gerne, so arrogant Vor-Geschichte genannt wird, der immerhin rund 3,5 Millionen Jahre Kulturgeschichte umfasst, im Gegensatz zu schlappen zweieinhalbtausend Jahren Patriarchat, dass dieser Zeitraum also weitgehend von Frauen und deren Fähigkeiten geprägt war.

«Fast immer in der überschaubaren menschlichen jüngeren Geschichte», schreibt der Frühgeschichtsforscher Gerd Albrecht in einem Katalog zur Ausstellung «Die Anfänge der Kunst vor 30'000 Jahren» über die Künstler des Magdalénien, «sind es die Männer gewesen, die den grössten Einfluss auf die gesellschaftlichen Strukturen genommen haben und so das soziale Zusammenleben bestimmten... Damit hängt auch eine Vormachtsstellung des Mannes in den «geistigen» Institutionen der jeweiligen Gesellschaft zusammen, seien es nun die religiösen oder, in unserem Fall, die künstlerischen Bereiche. Soweit wir das heute feststellen können, ist der grösste Teil aller Kunst von Männern produziert worden.»

Diese unqualifizierte Aussage über die Frühgeschichte bringt wohl die Wünsche und Träume dieses Mannes zum Ausdruck, aber wer sagt, dass uns diese in diesem Zusammenhang interessieren. Denn «soweit wir das heute feststellen können», sind alle Kunstwerke der Frühzeit von Menschen hergestellt worden, die wir nicht kennen. Das heisst, wir wissen es nicht, wer die kleinen, dicken Frauen, die Elfenbeinlöwen, die Mammuts aus Knochen und Stein, die Höhlenbären, die schlanken Frauentorsos hergestellt hat. Wie wär's, wenn das mal einer so stehenlassen könnte, bis etwas mehr Licht in die Angelegenheit kommt?

Torbrügge zitiert im Ausstellungskatalog zu «Idole. Frühe Götterdarstellungen» einen ungenannten Forscher, der sich vorstellt, wie die Frauen «aus Langeweile» selbst diese Frauenfigurchen, also gewissermassen Selbstportraits, schnitzten und formten, während die Männer, wie wir ja mittlerweile so genau wissen, auf der Jagd waren und zum Schnitzen und Töpfern gar keine Zeit hatten.

Kann es sein, dass unsere Vorstellungen von der Frühgeschichte grösstenteils von schwülstigen Forscherphantasien aus dem 19. Jahrhundert herrühren, die kritiklos übernommen wurden, bis sie aus den Publikationen und Katalogen verschwinden *mussten*, weil sie endlich widerlegt waren? Wie kommen viele Wissenschaftler, wie z.B. Albrecht, auf die Idee, Frauen hätten die Gesellschaft und das soziale Zusammenleben nicht geprägt? Abgesehen davon, dass die ägyptische Hieroglyphe für «Töpfern» dieselbe ist wie die für «Frau» (und die meisten Idole der Frühzeit sind aus Ton); abgesehen davon, dass schon Diodor, der griechische Reisende und Philosoph, berichtete, in Lykien würden nur Frauen prächtige Häuser bauen, und die Männer stünden verlegen lächelnd herum, gibt es auch in der Gegenwart Beweise für die umfassende gesellschaftliche Wirkung von Frauen

in der Geschichte. Ich kann sie wahrlich nicht alle aufzählen, zwei Beispiele nur: Bei den Tuareg gilt als nicht von hohem Adel, wer seine Vorfahren nicht bis zur grossen Gründerin aller Stämme, Tin Hinane, zurückführen kann, die den Klan übrigens der Sage nach mit ihrer Freundin gründete (mündliche Überlieferung an mich sowie schriftliche durch Henri Bancaud und André Bourgeot in «Die Tuareg»).

Zweites Beispiel: In einem Dorf der Ga in Ghana, in dem ich mich längere Zeit aufhielt, führten zwei englische Ethnologen eine Untersuchung durch. Ich traf sie in Accra wieder und fragte sie nach ihren Erkenntnissen. Sie erzählten mir vom Medizinmann, vom Chief, von den Männerriten. Ich fragte nach den Frauen. Die spielten, so die Wissenschaftler, bei den Ga keine besondere Rolle. Zufällig ist es nun gerade bei den Ga so, dass dieser Stamm matrilinear und matrilokal geordnet ist, dass es in jedem Dorf eine Fetischpriesterin gibt und dass sich die Frauen zu mehreren Geheimbünden zusammengeschlossen haben. Die beiden Männer konnten das aber nicht in Erfahrung bringen, weil sie zum Frauteil des Dorfes keinen Zugang hatten (den sie für eine Vorratsabteilung hielten). So entsteht Geschichte. So entstehen Mythen! Auch bauen bis heute die Frauen in den westafrikanischen Dörfern die Häuser in alter überlieferter Tradition; sie sind Töpferinnen, Weberinnen, Händlerinnen wie auch die Frauen Asiens oder Südamerikas. Es gäbe also schon ein paar Hinweise in der jüngeren menschlichen Geschichte auf die Einwirkung von Frauen auf die Gesellschaft, wollte und könnte Mann sie wahrnehmen.

Aber so hartnäckig, wie sich die Mythen vom alles beherrschenden Steinzeitjäger mit der Keule halten, sind auch die Darstellungen der menschlichen Entwicklung: vom Affen zum Mann. Die Menschheitsgeschichte wird, allen Erkenntnissen zum Trotz, stets nur von Mann zu Mann aufgezeichnet. Von den Gebrüdern Cro-Magnon zu den Gebrüdern Grimm. Kein Hauch von Irritation oder Zurückhaltung gegenüber anderen Kultur-, Sprach- oder Verständigungsformen gegenüber die klare Welt der wissenschaftlichen Erkenntnisse. Jede These wird zur absoluten Wahrheit. Die Welt ist eine Scheibe, meine Herren, lassen Sie sich von so Ketzern wie Giordano Bruno oder Galileo Galilei nicht in die Suppe spucken, letzterer hat doch eh widerrufen! Ist eine Theorie widerlegt, wird sie stillschweigend, ohne Eingeständnis der eigenen Blindheit, aus den Archiven geworfen. Die Erfinder gelten weiterhin als angesehene Forscher und Wissenschaftler. So sind die Höhlenmalereien von Altamira jetzt «glanzvolle Kulturlei-

stung», die gefälligst der Wissenschaft zur Verfügung zu stellen ist.

Das Niveau der tonangebenden Herren in der Wissenschaft ist oft erschreckend, «primitiv» will ich gar nicht sagen, das würde ja «ursprünglich» bedeuten und den Kern nicht treffen. Eine angehende Doktorandin legte ihrem Doktorvater (was für ein Wort!) ihre Arbeit über Idole aus der Frühzeit vor, in der sie eine These zu den fettsteissigen Frauenfigurinen entwickelt hatte. «Ach das ist doch alles Käse», meinte der Professor, «diese Darstellungen sind frühe Pornographie, von Männern gemacht, um sich daran zu erregen.»

Diese Ignoranz wird nur noch von einem Archäologen überboten, der die Frauengräber in Bischofshofen und das Fehlen von Männern und männlichen Kindern folgendermassen erklärte: «Die Männer werden die Buben halt mit in den Krieg genommen haben. Heutzutage nehmen ja die Männer ihre Buben auch mit auf den Fussballplatz.»

Jahrelang galt es als «gesichert», dass die Knochenfunde von alten Frauen und Kindern in einer Höhle im Turkanagebiet, Kenia, «rituelle Menschenopfer» darstellten. Heute, mit den verfeinerten Radiocarbon-Untersuchungsmethoden, die den radioaktiven Zerfall einer Substanz feststellen können und damit eine sehr viel genauere Material- und Zeitzuordnung geben, ist erwiesen, dass ein Leopard diese offenbar schwächeren Mitglieder der Sippe rauben und fressen konnte. Der Nachweis des Leoparden und der Kampfspuren konnte erst durch die neue Untersuchungstechnik erbracht werden. Bis dahin geisterte aber die abstossende und faszinierende Vorstellung durch Wissenschaftlerhirne: In der Frühzeit wurden alte Frauen und Kinder geopfert.

Solche Einschätzungen sind immer problematisch, weil sie die Phantasien der Forscher zu unumstösslichen Tatsachen machen. Gefährlich werden sie dann, wenn Theorien zur Überlegenheit einer bestimmten Rasse oder eines bestimmten Geschlechts damit untermauert werden sollen.

Frauen sind von der Wissenschaft nicht nur aus der Sprache geworfen worden, wie Luise F. Pusch in ihrem Buch «Alle Menschen werden Schwestern» (Suhrkamp) nachweist, Frauen werden durch die Borniertheit der Forscher auch aus der Geschichte und aus der Frühzeit herausdiskutiert und -interpretiert und das, obwohl keine Frühgeschichtsausstellung in der Lage ist, auf die zahlreichen Frauendarstellungen zu verzichten.

Wie erst kürzlich die umfangreiche und spannend gemachte Ausstellung «5 Millionen Jahre Menschliches Abenteuer» im Palais der Schönen Künste in Brüssel bewies, sind unsere Erkenntnisse der Frühzeit bislang hauptsächlich durch Frauen geprägt. Bis etwa dreitausend vor unserer Zeit sind Frauendarstellungen in der überwältigenden Mehrheit.

James Mellaart schreibt in seinem Ausgrabungsbericht von Catal Hüyük und Hacılar über diese etwa 5000 und 6000 Jahre alten matriarchalen Siedlungen, sie zeichneten sich durch eine – heute kaum noch nachvollziehbare – Friedlichkeit aus. Es gab dort keine Verteidigungsanlagen, keine Waffen. Dafür aber Tempelräume mit Göttinnen, Löwinen und Leoparden, Wohnplattformen für die Gebieterin des Hauses, die besonders ausgeschmückt und sehr weiträumig waren. Göt-

tinnenfiguren wurden oft mit Geierköpfen, Löwenköpfen oder mit Merkmalen anderer Tiere geformt.

Ein Beispiel für eine kreative Auseinandersetzung mit Funden bietet die Diskussion um einen Kultstein von Lepenski Vir (Siedlung aus dem Holozän, an der Donau, genau an der Grenze zwischen dem ehemaligen Jugoslawien und Bulgarien gelegen): Der Katalog des Philipp-von-Zabern-Verlags meint, das Oval in der Mitte des Steins «lasse an einen Fisch denken», die Forscherinnen Marie König und Marija Gimbutas bezeichnen den Stein als Vulva-Darstellung, zumal ein zweiter, in der Nähe gefundener Stein eine Art Sheela-na-Gig (also ein Gesicht, angedeutete Brüste und zwei Hände, die eine grosse Vulva auseinanderziehen) zeigt.

Die Brüsseler Aussteller schliessen sich kurzerhand den Forscherinnen an und bezeichnen den Stein nun als «Vulva-Stein». Hier wird ein Erkenntnisprozess vollzogen, der anderswo oft fehlt. So zum Beispiel bei E. Comsa im «Idole»-Katalog: «Die Masse weiblicher Figurinen im Neolithikum zum Beispiel erklärt sich simpel aus einer anfänglichen Funktion als Jagdgottheit, die sich mit der intensivierten Agrarwirtschaft in eine Fruchtbarkeitsgöttin verwandelt hat.» Torbrügge distanziert sich in seinen Bemerkungen im selben Katalog von dieser Deutung. Er bedauert sogar die Praxis solcher Art von Forschung: «Die Scheinbeweise werden ... aus der vorweggenommenen Deutung abgeleitet.» Die Frühgeschichtsforschung arbeitet

ganz allgemein auf brüchigem Boden. Vorurteile der Forscher vermischen sich mit blindwütigen Deutungen und der Unfähigkeit, über die eigene Nasenspitze hinauszusehen.

Jahrelang wurde behauptet, die Menschen der Frühzeit lebten praktisch im Freien, fertigten ihre Gebrauchs- und Kultgegenstände nur aus Stein, Knochen, Elfenbein und Muschelmateriale und liefen mit Keulen und Steinäxten herum. Die Tatsache, dass Textilien, Flechtwerk, Schilf, Holz, Fell und Leder zwar verwendet wurden, aber vermutlich heute längst zerfallen sind, spielte bis vor kurzem in der Forschung kaum eine Rolle. Gerade die Frühgeschichtsforschung krankt an der mangelnden Kreativität und dem Realitätsverlust der Forscher. Wenn die Wissenschaft so weiterarbeitet, dann werden in tausend Jahren irgendwelche Ausgräber behaupten, Agyptankstellen seien Tier-Heiligtümer gewesen. Seltenheitswert haben jedenfalls bei Ethnologen und Frühgeschichtsforschern immer noch die Eigenschaften Sensibilität und Selbstkritik, wie sie die Herausgeber eines Katalogs über die Frühgeschichte amerikanischer Ureinwohner bewiesen. Sie druckten als Leitmotiv die Anekdote einer Begegnung zwischen einem Anthropologen und einer Töpferin ab: Kenneth Chapman besuchte in den dreissiger Jahren Maria Martinez in San Ildefonso Pueblo. Chapman fragte sie, wann sie geboren sei, worauf sie antwortete: «I am here.»

Luisa Francia

Foto: Inea Gukema

